

EDNA BONHOMME

EINGESPERRT
UND
AUSGEGRENZT

Armut, Ausbeutung und Rassismus –
eine andere Geschichte der Medizin

Propyläen

Edna Bonhomme
Eingesperrt und ausgegrenzt

EDNA BONHOMME

EINGESPERRT UND AUSGEGRENZT

**Armut, Ausbeutung und Rassismus –
eine andere Geschichte der Medizin**

Aus dem Englischen von Anna von Rath

PROPYLÄEN

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
*A History of the World in Six Plagues:
How Contagion, Class, and Captivity Shaped Us,
from Cholera to Covid-19*
bei Atria/One Signal Publishers, ein Imprint von
Simon & Schuster, New York.

Propyläen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.propylaeen-verlag.de



ISBN 978-3-549-10052-3

© Edna Bonhomme 2024

© der deutschsprachigen Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin 2025

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Sabon

Satz und Repro: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Pou Manman, Grann, Melo, et Fifi

INHALT

PROLOG	11
Wie unsere Familiengeschichten uns prägen	17
Eingesperrt und angesteckt	29
Trennlinien	31
1 ANSTECKUNG AUF DER PLANTAGE – DIE CHOLERA	37
Cholera auf der Plantage	47
Falsches Versprechen	58
Harriet Jacobs	63
Frei leben oder sterben	75
In Freiheit geboren	83
2 AFRIKA ALS LABOR – DIE SCHLAFKRANKHEIT	87
Die Tsetsefliege	98
Konzentrationslager	106
Rassenforschung	123
Vermächtnis	125
3 WER HAT ANGST VOR DER GRIPPE? – DIE INFLUENZA	131
Der Lebenszyklus der Grippe	137
Die Kreative Klasse	147
Krankheit als Metapher	155
Mehr als ein Bett	164

4	BREAKING THE WALLS OF SILENCE – AIDS	171
	Inhaftierte Frauen gegen HIV/AIDS	175
	Gefängnistheorie	183
	New Yorker Zustände	189
	Gefängnismedizin heute	197
	In ihren eigenen Worten	203
	Abolitionismus für die Gesundheit	206
5	DIE ABGERIEGELTE STADT – EBOLA	213
	Lockdown	224
	Die Entdeckung des Ebolavirus	231
	Die Folgen des Kolonialismus	235
	Quarantänepolitik	245
	Affenfleisch – die Fixierung auf ein Vorurteil	254
	Lockdown – noch einmal	262
6	ENDLOS – COVID-19	269
	Sexarbeit ist Arbeit	272
	Zuflucht finden	281
	Einige von uns überleben nicht	291
	Coronahochzeit	298
	Rückzug in die Natur	307
7	EINGESPERRT	315
	NACHWORT	329
	DANKSAGUNG	335
	ANMERKUNGEN	337
	REGISTER	367

»Die meisten Menschen können sich heute keine Freiheit vorstellen, die nicht mit der Sklaverei eines anderen einhergeht. Sie wollen keine Gleichheit, weil der Reiz ihres Glücks darin besteht, Dinge zu haben, die andere nicht haben.«

W.E.B. Du Bois, *Darkwater:
Voices from Within the Veil*

PROLOG

Jeder, der geboren wird, besitzt zwei Staatsbürgerschaften, eine im Reich der Gesunden und eine im Reich der Kranken. Und wenn wir alle es auch vorziehen, nur den guten Ruf zu benutzen, früher oder später ist doch jeder von uns gezwungen, wenigstens für eine Weile, sich als Bürger jenes anderen Ortes auszuweisen.

Susan Sontag, *Krankheit als Metapher*¹

Die Geschichte der Krankheiten ist nicht die Geschichte der Medizin – es ist die Geschichte der Welt –; und die Geschichte davon, einen Körper zu haben, könnte gut auch die Geschichte davon sein, was den meisten von uns im Interesse weniger zugemutet wird.

Anne Boyer, *Die Unsterblichen*²

Nur selten ist es mir vergönnt, nachts durchzuschlafen. Ich fokussiere mich auf die Kupferwindungen der Lampe oder eine summende Fliege, die sich in mein Zimmer verirrt hat. Ich schwanke zwischen Erschöpfung und Sorge. Wie bei allen Menschen, die unter Schlafstörungen leiden, hat meine Angst eine Vorgeschichte – ich kenne diesen Zustand seit

meiner Kindheit, und er brennt in meiner Erinnerung wie eine eitrige Wunde.

Im Sommer 1988 brachten mich meine Eltern – beide Anfang zwanzig – nach fast einer Woche mit hohem Fieber und andauerndem Durchfall verzweifelt ins Jackson Memorial Hospital, das öffentliche Krankenhaus, in dem meine Mutter später als Reinigungskraft arbeitete. Die Untersuchungen ergaben, dass ich Typhus hatte. Ich war vier Jahre alt und verbrachte einen Monat in dem Krankenhaus, allein, ängstlich und klein zusammengerollt in einem riesigen Bett. Die abgestandene Luft stieg mir in die Nase, während das EKG-Gerät die ganze Nacht hindurch ratterte. Ich hörte das Sirren der Leuchtstoffröhren, während das harte Bett gegen meinen Rücken drückte. Ich konnte nicht schlucken, ohne dass mir übel wurde, und deshalb kaum etwas essen.

Meinen Eltern und Tanten zufolge wäre ich fast gestorben. Die älteren Generationen meiner Familie übertreiben gern und sorgen mit ihren dramatischen Geschichten immer für gute Unterhaltung bei Familientreffen, aber in diesem Fall behielten sie recht mit ihrer Besorgnis über mein Mattsein und meine gerötete Haut. Ich war ernsthaft krank. Mein Kopf schmerzte, mein Hals brannte, und mein Husten hallte durch das Krankenzimmer. Wenn meine Verwandten mich besuchten, schlich ich durch die Stationsflure und schleppte meine kurzen Beine zum Spielzimmer. Es war so schlimm, dass ich den Teller mit Mangos, den mir das Pflegepersonal brachte, kaum anrührte. Stattdessen löste mein Lieblingsobst wie auch jedes andere Nahrungsmittel Ekel in mir aus, und ich versank in der Erschöpfung. Was als Fieber begonnen hatte, wurde zu einem Fluch, den mein

kleiner Körper, mein Geist und meine Seele nicht mehr ertragen konnten.

Mein Krankenhausaufenthalt zog sich in die Länge und diente in erster Linie dazu, mich wieder gesund zu machen. Er sollte aber auch sicherstellen, dass ich niemanden ansteckte. Ich verlor Gewicht. Während die Tage in Nächte übergingen, hörte ich die gedämpften Geräusche des erschütterten Pflegepersonals, das die Verantwortung für meinen sich verschlechternden Zustand, mein hohes Fieber und letztendlich meine Genesung trug. Die meiste Zeit sollte ich in meinem Bett und in meinem Zimmer bleiben. Ich konnte mich also nicht frei bewegen oder mit meinen Freund:innen spielen, die ich vor meinem inneren Auge auf dem Spielplatz sehen konnte. Ich fühlte mich eingesperrt, als wäre ich nicht mehr in meinem eigenen Körper.

Dieser Monat im Krankenhaus entwickelte in späteren Jahren ein Eigenleben. In den frühen Morgenstunden, wenn ich im Bett liege, kehrt die Erinnerung an das Eingesperrtsein zurück. Ich erinnere mich an die Tränen, die über meine runden Wangen liefen, wenn meine Eltern wieder gingen, und an das Gefühl, in der Falle zu sitzen. Bettlägerige Personen mit einer lebensbedrohlichen (oder chronischen) Krankheit entwickeln manchmal eine Besessenheit mit dem Tod. Ich war zu klein, um die Bedeutung meiner Erkrankung zu verstehen, hatte aber eine Vorahnung vom Tod, von etwas Dunklem, das über mir hing. Unruhig sehnte ich mich danach, auf die Kokospalme in unserem Garten zu klettern oder mit meinen Cousins und Cousinen Marienkäfer zu suchen. Der Gedanke, ich würde nicht mehr aufwachen, wenn ich das nächste Mal meine Augen schloss, befeuerte meine

Angst. Mehr noch als an die Umarmungen meiner Eltern, die mir auf Kreolisch versprochen, dass alles gut werden würde, oder die kühle Kugel des Thermometers einer Pflegeperson erinnere ich mich an mein Krankbett.

Die Einzelheiten meines Krankenhausaufenthalts sind weniger wichtig als die Auswirkungen, die er hatte – drei Jahrzehnte später fühle ich mich unwiderruflich fehl am Platz, wenn ich ein Krankenhaus betrete. Ich nahm die gedämpften Stimmen, die Pastelltöne der Wände und die schlichten Krankenhauskittel in mich auf. Ich konnte die Stimmen der Ärzt:innen hören, aber ich konnte nicht verstehen, was sie sagten. Die Silben schwirrten durch die Luft und blieben bedeutungslose Geräusche. Ich war ein kleines Kind und noch kaum in der Lage, meine Gedanken auf Kreolisch oder auf Englisch zu äußern. Ich fühlte mich wie ein Spielball zwischen den Schläuchen und hellen Lichtern und war besessen von meinen Fluchtplänen. Mein Horizont ging nicht hinaus über das Krankenzimmer, meine Mutter und das unangenehme Gefühl, dass meine Festsetzung eine Strafe dafür war, dass ich – so erinnerte ich mich – kurz vorher ein Kind auf dem Spielplatz von der Rutsche geschubst hatte. Ich konnte nur zählen, wie häufig meine Eltern mich besuchten, oder wie viele Mahlzeiten mir das Pflegepersonal brachte. Ich hatte über nichts Kontrolle – was ich aß, wo ich hinging, wann ich mich bewegte. Sogar wenn ich versuchte mir vorzustellen, wie ich mit anderen Kindern am Strand oder zwischen dem Zuckerrohr in unserem Garten spielte, dämpfte die bedrückende Atmosphäre des Krankenhauses meine Stimmung. Wenn andere das Zimmer betraten, hatte ich das Gefühl, dass sie mich begutachteten und das Bett,

die Geräte und meinen Körper unter die Lupe nahmen. Sogar bei meiner Familie ging es mir so.

Viele Jahre später sind Betten für mich immer noch Orte des Unbehagens, selbst wenn ich neben einer Freund:in oder einer Liebhaber:in liege. Wird dieser Mensch mitten in der Nacht verschwinden, wenn ich schlafe, oder wird seine Anwesenheit mich trösten? Noch Monate nach meiner Typhusinfektion musste ich drinnen bleiben und konnte mir nicht den schwülen, trägen Wind von Miami ins Gesicht wehen lassen oder den luxuriösen Segelbooten mit ihren sonnenverbrannten Passagieren auf der Biscayne Bay dabei zusehen, wie sie über das ruhige Wasser glitten. Ich empfand das als zutiefst ungerecht, lernte zu dieser Zeit aber, mich in meine Gedanken zu versenken. Auch heute fühle ich mich in Krankenhäusern noch unwohl, nicht wegen der unbequemen Stühle, der geschmacklosen Wandfarben oder der nichtssagenden Gemälde, sondern wegen meiner Furcht. Medizinische Einrichtungen erinnern mich an meinen tiefsten Neid – auf Menschen, die eine ganze Nacht unbeschadet und ohne Unterbrechung schlafen können.

Im späten 19. Jahrhundert war Typhus eine der am weitesten verbreiteten Krankheiten in den USA. Als Mary Mallon, im Volksmund als »Typhus-Mary« bekannt, als asymptomatische Überträgerin der Krankheit identifiziert wurde, glaubten die Ärzte, dass sie die Familien in New York, für die sie kochte, durch eine Verunreinigung des Trinkwassers mit dem Bakterium infiziert hatte. Es war dieselbe Angst vor einer Ansteckung durch Lebensmittel oder Wasser, die meine Ärzt:innen im Jackson Memorial Hospital zu dem Schluss kommen ließ, dass ich von meiner Familie isoliert

werden müsste. Die Behandlung war nicht nur eine Frage von Medikamenten, sondern hatte auch eine Entfremdung von meinen Eltern, meinen Freund:innen und meiner Community zur Folge.

Zu dieser Zeit und an diesem Ort war es ungewöhnlich, dass ich mich mit *Salmonella Typhi* infiziert hatte – dem Bakterium, das das typhoide Fieber hervorruft. Kurz nach der Jahrhundertwende war Typhus die vierthäufigste Todesursache in den USA gewesen: Von 1000 Menschen starb einer an dieser Krankheit.³ Zwischen 1985 und 1994 gab es in den Vereinigten Staaten 2445 Typhus-Fälle. 80 Prozent davon traten in nur sechs Staaten auf, darunter Florida.⁴ In den meisten Fällen waren die Betroffenen zuvor ins Ausland gereist, aber meine weiteste Reise hatte mich zu diesem Zeitpunkt nur ins Umland von Miami geführt. Die Ursache meiner Infektion war unklar, aber ich hatte Zugang zu Antibiotika, und das war das Wichtigste. Ohne Behandlung hätte mein Sterberisiko bei bis zu 20 Prozent liegen können. Derzeit ist Typhus in Asien, Afrika, Lateinamerika und der Karibik endemisch.

»Die meiste Unlust, die wir verspüren, ist ja Wahrnehmungsunlust, entweder Wahrnehmung des Drängens unbefriedigter Triebe oder äußere Wahrnehmung, sei es, daß diese an sich peinlich ist, oder daß sie unlustvolle Erwartungen im seelischen Apparat erregt, von ihm als ›Gefahr‹ erkannt wird.«⁵ Was Freud hier als Unlust beschreibt, ist Angst. Eingesperrt zu sein beschwört für mich das Gefühl von Gefahr herauf. Mittlerweile habe ich gelernt, dieses Gefühl auszuhalten, es anzunehmen und zu versuchen, es zu kontrollieren, indem ich mir anschaue, wie es meiner Fami-

lie und anderen Menschen ergangen ist, wenn sie krank waren, für krank gehalten wurden oder gegen ihren Willen mit Einschränkungen in ihrer Bewegungsfreiheit leben mussten. Von staatlichen Gefängnissen bis hin zu psychiatrischen Anstalten ist Freiheitsentzug ein allgegenwärtiges Merkmal der Gesellschaft, eine entscheidende Stütze der Machtsysteme. Bei der Zwangseinweisung nach einem Krankheitsausbruch geht es zum Teil darum, einer bestimmten Person oder Gruppe von Menschen die Schuld an etwas zu geben. Gefangenschaft ist ein politisches Phänomen, das sich mit den vielen Möglichkeiten deckt, mit denen wir bestimmte gesellschaftliche Gruppen absichtlich ausgrenzen. Mein Aufenthalt im Jackson Memorial Hospital war nicht das einzige Mal, dass meine Familie mit dem Eingesperrtsein umgehen musste; in meiner Community hatte sich schon einige Jahre zuvor etwas Ähnliches ereignet.

Wie unsere Familiengeschichten uns prägen

1979 verließ mein Vater die Küstenstadt La Baie im Norden Haitis, überquerte das Karibische Meer mit einem Boot und ließ seine Familie zurück. Wie die meisten haitianischen Landwirt:innen lebten er und seine Angehörigen auf dem Land, das Menschen afrikanischer Herkunft bei der Neuverteilung erhielten, nachdem sie sich 1804 von der französischen Kolonialherrschaft befreit hatten. Ihre Farm war ein Symbol der kollektiven Emanzipation und wurde von einer Generation an die nächste übergeben. Aber nach zwei Jahrhunderten intensiver Landwirtschaft, die den Boden erodiert

hatte, nach Dürreperioden und unzähligen Wirbelstürmen konnten mein Vater und seine Verwandten nicht mehr von dem ausgelaugten Land leben. Meine Großeltern, deren Eltern und die ansässigen Subsistenzfarmer und -fischer hatten Mühe gehabt, sich selbst zu ernähren. Das Küstendorf, in dem mein Vater geboren wurde, liegt am Karibischen Meer und hatte weder befestigte Straßen noch fließendes Wasser. Strom und fließendes Wasser gibt es in La Baie noch heute nicht. Das Pfeifen des Windes und das Rauschen des Meeres waren meinem Vater in seiner Kindheit viel vertrauter als hupende Autos.

Der haitianische Anthropologe Michel-Rolph Trouillot schreibt in seinem Buch *Haiti, State against Nation*: »Während sich der Staat nach innen richtete, um seine Kontrolle zu konsolidieren, drängten die städtischen Eliten, die sich um diesen Staat scharten, die ländliche Mehrheit an den Rand des politischen Lebens.«⁶ In einigen Fällen wurden sie sogar aus dem Land gedrängt. In Zusammenarbeit mit der Oberschicht unterdrückte der Diktator Jean-Claude Duvalier Dissidenten und arme Menschen durch Einschüchterung und Gewalt. Mein Vater, meine Mutter, meine Großeltern, meine Tanten und Onkel waren gegen das Duvalier-Regime. Aber politische Unterdrückung war nicht das einzige Problem. Mit nicht mehr als einem Schulabschluss und geringen Chancen im ländlichen Haiti einen Job zu finden, war mein Vater in jeder Hinsicht ausgeschlossen. Beides, politische Unterdrückung und bittere Armut, motivierte ihn zu fliehen.

Er war nicht der Einzige. Zwischen 1972 und 1983 migrierten etwa 55 000 bis 100 000 Haitianer:innen auf dem Seeweg ins südliche Florida. Einige Boote waren kaum see-

tauglich, andere kenterten, und ihre Passagiere ertranken in den stürmischen Fluten des Karibischen Meers.⁷ Die Reise meines Vaters führte ihn in einem überfüllten Boot über die Bahamas zu den Florida Keys, wo er an Land ging. Er überlebte die Reise und eine kurze Inhaftierung durch den US Immigration and Naturalization Service (heute US Citizenship and Immigration Service), stand aber schon bald vor der nächsten Herausforderung: in seiner neuen Heimat ein sicheres Auskommen zu finden. Damals sprach er lediglich Französisch und Kreolisch, hatte keine Ausbildung oder Fachkenntnisse und damit nur wenige berufliche Optionen. Aber er war unerschrocken. Er schloss sich den anderen armen Haitianern in Lemon City in Miami an, die körperliche Arbeiten als Tagelöhner verrichteten. Letztendlich fand er eine Anstellung als Sanitärkraft in einer Fabrik.

Zwei Jahre später unternahm meine Mutter die gleiche Bootsreise. Zu der Zeit wurde Lemon City informell bereits »Little Haiti« genannt. Fünfzehn Minuten nördlich von Downtown Miami liegt dieses Viertel mit seinen bunten Häusern, viele verziert mit katholischen Heiligenbildern, Banyanbäumen, freilaufenden Hühnern in den Gärten und Domino spielenden Männern. Das Viertel brachte Veye-Yo hervor, einen Radiosender in haitianischer Sprache, über den Immigrant:innen Musik, Klatsch und Tratsch und ihre Perspektiven auf die haitianische Politik teilten. So schufen sie eine neue Realität in ihrer neuen Heimat. Little Haiti erinnerte an den Verkehr von Port-au-Prince und die salzigen Aromen von Jacmel. Doch zum Entsetzen meiner Eltern war die Gemeinschaft, in der sie in Miami Sicherheit fanden, in den frühen 1980er-Jahren bereits stigmatisiert und